

125
50

J A C O B I

und die

Philosophie seiner Zeit.

EIN VERSUCH,

*das wissenschaftliche Fundament der Philosophie
historisch zu erörtern.*

Von

I. Ruhn,

Doctor der Philosophie und Theologie, ord. öffentl. Professor
der Theologie an der Universität zu Giessen.

Inter utrumque tene.

OVID.



MAINZ,

BEI FLORIAN KUPFERBERG.

1834.

V 125
50

A

VORWORT.

Nachstehender Versuch geht darauf aus, einen Beitrag zu dem bis jezt bloss problematisch existirenden Fundamente der Philosophie *als Wissenschaft* zu liefern.

An und für sich genommen bedarf ein solches Unternehmen keiner weitem Rechtfertigung zum Voraus; denn soviel scheint von jeher als ausgemacht gegolten zu haben, dass die Philosophie eine *nothwendige* Aufgabe der menschlichen Vernunft ausmache, deren Auflösung, wenn sie gälte, auf alle übrigen Zweige des menschlichen Wissens einen ungemein förderlichen Einfluss ausüben müsste. Am wenigsten aber dürfte dem *Theologen* wegen der Beschäftigung, nicht etwa bloss mit den geschichtlichen Erscheinungen auf dem Gebiete der Philosophie und ihren Resultaten, sondern selbst mit directen Auflösungsversuchen der Räthsel dieser Wissenschaft, eine vorläufige Entschuldigung zuerkannt werden können. Oder gibt es etwa noch eine Wissenschaft, die bei den Schicksalen und der jeweiligen Lage der Philosophie in gleichem Maasse theilhaftig wäre, als gerade sie? Auch davon abgesehen, dass nur eine

A

der Wahrheit gemässe Einsicht in das Verhältniss des Absoluten zum Relativen und die Art der Erscheinung des Absoluten *im* Relativen — wohin besonders gehört die Erscheinungsweise des Ewigen in den *geschichtlichen* Evolutionen der Menschheit, bezüglich auf die Ideen der Sitte, des Rechts und der Religion — den Begriff einer Offenbarung und darauf gegründeten positiven Religion, als Object der Theologie, sicher stellen kann, und eben darum für die *wissenschaftliche* Theologie grundwesentliche Bedingung ist: so bleibt der Theologe auch in materialer Beziehung mit allen seinen Vorstellungen, Begriffen und Sätzen, mit der Realität einer Offenbarung zuerst und hernach mit allen sogenannten geoffenbarten Wahrheiten, solange im Kriegszustande gegen den Vernunftzweifel, als der Theismus der natürlichen Religion durch die Philosophie nicht ausser allen Zweifel gesetzt ist. Diess gilt jedoch nur vom Standpunct der Schule und der Wissenschaft aus, der in Ansehung des Wahren bekanntlich nicht die ursprünglichste Bürgschaft liefert. — Noch mehr! Alle *Theorien*, welche Namen sie immer haben mögen, sind Resultate der Philosophie, von ihr abhängig und wahre Functionen derselben. *Unbegründete* Theorien, wenn sie, auf den Strom des Lebens übertragen, wie Schaufelräder eine beschleunigte Bewegung desselben anstreben, treten mit der Gewalt der *Meinung* auf, von welcher ganz vorzüglich gilt, was

Virgil von der Fama gesagt hat (Aeneid. l. IV. v. 175):

— malum, quo non aliud velocius ullum:

- Mobilitate viget, viresque acquirit eundo;

Parva metu primo, mox sese adtollit in auras,

Ingrediturque solo, et caput inter nubila condit.

Wie mächtig die Bewegungen sind, welche aus *falschen* Theorien hervorgehen, kann man aus der Geschichte der jüngsten Zeit entnehmen; und es ist sicher ein grösseres Uebel, als man insgemein glaubt, dass ihr *allgemeines Richtmaass* noch nicht gefunden worden. Ohne Zweifel also arbeitet an dem Wohl der Menschheit, wer auf irgend eine Weise einen Beitrag zu dem letzteren liefert. Es ist dazu nicht gerade erforderlich, die Theorien selbst und unmittelbar der Beurtheilung und respective Berichtigung zu unterwerfen; ein Beitrag zu der Theorie aller Theorien geht auf dasselbe Ziel, wenn auch nur mittelbar, und macht auf dieselbe dankbare Aufnahme Anspruch. —

Inwiefern aber jeder neue Versuch in der Philosophie von der Voraussetzung der Unzulänglichkeit aller früheren, zum Theil unter den glücklichsten Umständen unternommenen, Leistungen ausgeht; insoferne bedarf *dasjenige*, wovon er einen glücklicheren Erfolg erwarten zu dürfen vermeint, einer vorläufigen Rechtfertigung. Dieses

Besondere an unserem Versuche hat grosse Aehnlichkeit mit der mathematischen Methode des Unendlichen bei den Alten, und ich will diese benützen, um jenes klar zu machen. Vor Erfindung der Infinitesimalrechnung durch Newton und Leibnitz bedienten sich die Alten der sogenannten Exhaustionsmethode. Diese Methode unterscheidet sich von der neueren durch ihre Eingeschränktheit und das Indirecte der Prozedur, durch nichts anderes, wesentlich. Um also z. B. die Oberfläche eines senkrechten Cylinders mittelst der Erschöpfungsmethode zu finden, werden zwei Prismen errichtet, davon das eine innerhalb, das andere ausserhalb des Cylinders fällt. Angesehen nun die Oberfläche des Cylinders, so nähert sich ihr unendlich sowohl die Oberfläche des eingeschriebenen als des umgeschriebenen Prisma; d. h. die Oberfläche des Cylinders ist die *Grenze* der Oberflächen beider Prismen. Die Oberfläche des Cylinders sei X ; so ist die Oberfläche des eingeschriebenen Prisma $X - x$, die des umgeschriebenen $X + x$. Je *vielseitiger* die Prismen gemacht werden, desto kleiner wird x , und an der Grenze der Seitenvermehrung ist $x = 0$. Im Hinblick auf diese Betrachtung der Prismen und des Cylinders kann nun gezeigt werden, dass ein Kreis A , dessen Halbmesser die mittlere Proportionale zwischen der Seite des Cylinders und dem Durchmesser seiner Grundfläche, weder kleiner, noch grösser als die Cylinderoberfläche X , also